

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 46.

Sonntag, den 15. November

1914.

Leid um Liebe.

Roman von Emma Kettner.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Du wirst es gemerkt haben, kleine Zauberin . . . bemerkte er in seinem Briefe weiter.

Und dann unterlag ich doch dem beständigen Reiz, den du auf mich ausübtest. Alles ward übertönt von der Stimme einer gewaltigen Leidenschaft, die an den Ketten riß und zerrte, mit denen ich mein Herz knebeln wollte. Goldig wie Sonnenstrahlen und stark wie stählerne Taue spannten sich Zaubersäden um meine Seele.

Ich suchte deine Nähe. Ich dachte an nichts anderes mehr als an dich. Wie ferne, blasse Wolfenfezen entschwanden den Grenzen meines Denkens die Erinnerungen an mein Siechtum. Schemen, die mich nicht mehr schreckten. Ich fühlte mich ja auch so gesund, so stark, so lebensfroh, wie nie zuvor. Neue Kraft umströmte meine Adern, mein krankes Herz schreckte mich nicht mehr durch die schmerzhaften Anfälle, die mich sonst so oft wie die Herolde des Senzenmannes überfielen.

Ein Wunder war an mir geschehen . . .

Ich war genesen . . .

Und ich nahm dich, mein braunhaariges Lieb, in meine sehnsuchtszitternden Arme und küßte dich auf deinen roten Mund, auf die süßen Augen, die wie Himmelssterne in meine Seele leuchteten, mir Himmelswonnen verhießen.

Doch unversehens schlug der heimtückische Feind meines Lebens seine Pranken in die selige Glücksstunde . . .

Du wirst's noch wissen, wie du bestürzt in mich drangst, daß ich dir sage, was mich so verändere . . .

Es war nur ein kleiner Anfall. Ein schlimmerer packte mich danach auf dem Heimwege. Raun vermachte ich taumelnd meine Wohnung zu erreichen.

Als ich aus tiefer Ohnmacht erwachte und langsam begriff, was die beiden ernstblickenden Männer wollten, die um mich waren, wußte ich, auch ohne daß ihre vorsichtigen Fragen und gewundenen Antworten mir's sagten, daß mein Gesundsein ein narrendes Phantom gewesen war, ein Traum. Daß ich noch war, was ich gewesen: ein Mensch, dessen Lebensuhr einen groben

Konstruktionsfehler hat, den kein Meister und keine Werkstatt reparieren kann, und der sie bald zum Stillstehen bringen wird.

Ja, bald . . .

Nur wohl noch ein paar Jahre . . .

Nur noch ein paar Jahre. Sie haben es mir auf mein Drängen, wenn auch nur mit Achselzucken, bestätigt. Da meine Mittel es mir erlaubten — was ihnen wohl die Tante verriet — sollte ich ohne eine Tätigkeit in einem Sanatorium oder sonst an einem dazu geeigneten Ort ein stilles, beschauliches Dasein führen,

dann könnte ich vielleicht noch eine Spanne dazu gewinnen.

Wozu?! Wozu dies armselige Leben noch nutz- und zwecklos verlängern? Es erscheint mir ja auf einmal als eine Bürde, die meinen Schultern unerträglich ist. Deuchte mir doch vor wenig Tagen noch ein so köstliches Gut! Aber heute weiß ich ja, daß ich dir entzagen muß, dir, du Süße, Holde, Hochgemute nach der mein ganzes Sein verlangt. Wie dürfte ich dein blühendes Dasein an mein unter dem Schatten des Todes dahinwelkendes fetten? Was könnte ich dir bieten?

Wir werden uns nicht wiedersehen, mein geliebtes Mädchen. Mit diesen Abschiedsworten an

dich geht ein Brief an den Chef mit einem Attest des Arztes, daß ich vorab nicht mehr arbeitsfähig bin und sofort nach Rauheim muß. Herr Oppenheimer, schon durch meine Verwandten vorbereitet, wird meinem sofortigen Austritt nicht hinderlich sein.

Alles Glück der Erde möge dir beschieden sein und die Schatten, die wohl diese Worte auf dein liebevolles Gemüt werfen, bald wieder ganz aufgesogen werden von leuchtendem Sonnenglanz. Ja, sonnig wie deine Augen, dein Lächeln, wie du selbst, möge dein Dasein bleiben.

Nur wenn — vielleicht in Bälde schon — die Kunde an dich kommt, daß der, dem du einmal dein Herz geschenkt, das düstere Tor vor dem Tale der Unendlichkeit erreicht hat, dann möcht' ich, daß sich deine sonnigen Augen auf kurze Zeit mit Tränen verleiern und ein wehmütiger Gedanke hinüberschweift zu dem Hügel, unter dem mein krankes Herz so still ruht. Einmal im Jahre gedenke meiner, mein Lieb. Ein Tag im Jahre ist ja den Toten frei . . .

Meine Mutter, die auch so jung schon dem gleichen Leiden erlag, das sie mir vererbte, sang oft ein wehmütig' Liedlein; darf ich es dir zur stillen Mahnung hithersehen?



Der Deutsche Kronprinz in Feindesland.

„Möchte wissen, wenn ich bald gestorben werde sein
Und auf meinem Grabe steht ein Kreuzlein oder Stein,
Und man vor Niedgras kaum das Grab zu sehn vermag,
Ob sie wohl kommen wird, am Allerseelentag?
Ob sie um meinen Stein ein kleines Kränzlein flicht,
Ob sie für meine Ruh ein Vaterunser spricht?
Gewiß, sie wird wohl kommen, zu beten auf mein Grab,
Sie weiß ja, daß ich niemand für mich zu beten hab'!
Ja ich weiß, daß ich nicht ganz vergessen werde von dir, daß
deine Seele in stillen Feierstunden meine letzte Ruhstatt grüßen
geht.“

Ich bitte dich, schreibe mir nicht mehr. Jedes Wort von
dir würde meine Leiden verstärken, nur neue Wunden reißen.
Gottes Segen über dich. Lebe wohl, mein Lieb. Bis zum Tode
Dein Erit.“

Zweimal, dreimal hatte Elly den Brief schon gelesen. In
dem seltsamen Gefühl, als könne es gar nicht wahr sein, was
da stand. Als müßten die starren Buchstaben sich verändern, zu
andern Worten umbilden. Aber es blieb immer das Gleiche,
das Unerwartete, das Fürchterliche, das Betäubende.

Wieder setzte sie zum Lesen an. Aber schon nach den ersten
Zeilen schüttelte sie sich wie in einem Krampf. Es fror sie bis
ins Mark. Ihre Finger waren steif wie in der Winterkälte, als
sie jetzt langsam und unbeholfen das Blatt zusammenfaltete.

Eine stumpfe Leere
war in ihr, als ob die
unheilvolle Nachricht
sie völlig fühllos ge-
macht hätte. Auch zu
denken vermochte sie
gar nichts. Als einer
der jungen Leute mit
einer Frage an sie her-
antrat, schaute sie ihn
eine ganze Weile ver-
ständnislos an, fuhr sich
mit den Fingern über
die Stirn, als vermöge
sie dadurch Ordnung
in das Chaos dahinter
bringen.

Die Pflicht rief sie.
Es war keine Zeit, sich
so seinen Gefühlen hin-
zugeben. Die anderen
warteten auf ihre Dis-
positionen.

Sie mußte ihre ganze
Willenskraft zusam-
mennehmen, um, wenn
auch nur mechanisch,
ihren Arbeiten nachge-
hen zu können. Aber
immer wieder flog der
Gedanke an Lindholms
Brief sie an wie ein
Raubvogel, gierig seine
Fänge in ihr Herz
schlagend, daß sie hätte
laut aufschreien mögen
in namenloser Qual,
oder wie eine Irre gel-
end auflachend über
die Grausamkeit des
Schicksals, das ihr lockend die blaue Wunderblume des Glücks
gezeigt hatte, um sie jetzt vor ihren Augen langsam in Sumpf
und Moor versinken zu lassen.

Zu Hause fiel natürlich Ellys Verstortheit und Leiden-
blässe auch sofort auf, und die ängstliche, immer gleich Schlimmes
ahnende Mutter forschte besorgt nach der Ursache.

Es war ihr jedoch nicht möglich, zu erzählen, was ihr wider-
fahren; sie schützte daher ihre Migräne vor, die sie hin und wieder,
wenn zwar auch nicht oft, zu überfallen pflegte und ließ sich
von der Mutter ein mit Essigwasser getränktes Tuch um die Schläfen
binden und ein Pulver geben. Sie atmete aber erleichtert auf,
als sie dann im verdunkelten Zimmer der Mutter allein war
mit ihren stürmenden Gedanken, die, wie eine Schar hungriger
Krähen, auf frisch gepflügtes Feld, über sie herstürzten, in ihr Herz
hackten und hundert qualenden Vorstellungen.

Voll leidenschaftlichen Verlangens gedachte sie des Geliebten.
Wie hatte sie gefühlt, wie unendlich teuer er ihr war als jetzt,
da sie ihn in Körper- und Seelennot wußte. Es war ihr, als müsse
sie zu ihm hinein, ihm sagen, daß er nicht verlassen sei, daß sie
mit ihm fühle, mit ihm leide. Daß sie nicht von ihm gehen könne,
ohne ihn nicht leben möge. Ihre Liebe steigerte sich bis zur Ekstase.
Sie hätte sich willig aufgeopfert, wenn sie ihn hätte retten können.

Wie zerklüftet an allen Gliedern schleppte sie sich zur ge-
wohnten Stunde trotz des Protestes der Mutter ins Geschäft.

„Haben Sie gesehen, wie Fräulein Meinhard aussieht?“
flüsterte einer der jungen Angestellten Johanna Hortensius zu,
als Elly an dem großen Doppelpult der Expedition vorbeikam,
um nach oben zu gehen. „Man meint ja gerade, sie müsse jeden
Augenblick hinfallen.“

Johanna nickte. Sie hatte es schon vor Tisch bemerkt und
darüber gegrübelt, was die andere wohl hätte. So schreckhaft
geisterbleich, verhärtet und niedergedrückt hatte sie die sonst so
Frische, Blühende und Elastische noch nie gesehen.

Ob es etwa mit dem Briefe Lindholms zusammenhing?

Der Gedanke kam ihr immer wieder, so oft sie ihn auch
lächerlich verscheuchte, sich fragte, was Lindholm denn so Schreck-
haftes hätte schreiben können, daß sie aus allen Fugen riß. Bald
erfuhr sie aber von dritter Seite, daß ihre Vermutung richtig war.
Herr Jacoby erzählte ihr mit geheimnisvoll wichtiger Miene,
daß Herr Oppenheimer ihm eben gesagt, der Schwede werde nicht
mehr ins Geschäft kommen, er werde wahrscheinlich überhaupt
nicht mehr lange leben; er habe einen schweren Herzfehler.

Sie meinte in den Boden sinken zu müssen vor grenzlosem
Schreck. Die unerwartete Nachricht betäubte sie geradezu. Lind-
holm ein sterbender Mensch... Sie konnte es kaum fassen.
Ja, das mochte Elly wohl niederschmettern! — Sie ward
ganz umgewandelt durch die Schreckenskunde. Der letzte Rest
von Groll und Neid auf die siegreiche Andere schmolz dahin wie
Aprilschnee vor der

Sonne in dem heiligen
Mitleid mit der so jäh
und rauh aus allen
Himmeln Gestürzten.

Auch die übrigen be-
obachteten Elly ver-
stohlen. Es war in-
zwischen schon von ei-
nem zum andern ge-
laufen, daß der Schwe-
de ein todkranker Mann
sei, und man achtete die
Gefühle des Mädchens,
von dem man wußte,
daß es ihn liebte, durch
rücksichtsvolle Ruhe. Es
war noch nie so schweigsam
und geräuschlos
zugegangen beim Mu-
stern, das, weil
es ein mehr mechani-
sches Arbeiten war,
ganz gut eine Unter-
haltung gestattete.

Aber heute hörte
man nichts von den
sonstigen Scherzen und
Späßen. Sogar der
unverwundliche Schwarz
klebte und preßte die
Spitzenstücken mit
todernster, gedanken-
schwerer Miene, und
als der jüngste Lehr-
ling, dem die allge-
meine Jrrbestimmung
langweilig ward, mit
der Frage bei ihm an-
bündeln wollte: „Was

machen Sie für'n Gesicht, Schwarz?“ schnaubte er ihn ungnädig
an: „Wenn ich Jesichter machen könnt', hätten Sie zuerst als mal
en anderes.“

Als gegen halb acht Uhr alles getan war und die Rubier
die Koffer auf die Karren luden, um sie noch am Abend zu ex-
pedieren, zauderte Elly absichtlich, um den andern beim Fort-
gehen nicht mehr zu begegnen. Im letzten Augenblick hatte die
so lange künstlich bewahrte Fassung sie verlassen. Als nach been-
deter Arbeit die übrigen hinabgegangen waren, brach sie an
ihrem Pult zusammen, in einem tränenlosen Aufschluchzen die
Hände verkrampfend, in haltloser Verzweiflung mit dem Denker
der Geschichte hadernd, daß er ihr dies Leid statt des erhofften
Glücks gesandt.

Johanne wartete ein Weilchen, als aber Elly nicht kam,
stieg sie auf die Galerie hinauf, ging leise auf die Zusammen-
gesunkene zu und legte ihr den Arm um die Schulter.

„Armes Herz!“ sagte sie dabei sanft. „Du dauerst mich
sehr... Aber ist es denn wirklich so schlimm mit Lindholm?
Ist es wahr, was die anderen erzählen...?“

Elly sah sie aus tiefstliegenden, schwarzumrandeten Augen
düster an. Sie wollte etwas entgegnen, aber die Stimme versagte
ihr den Dienst. Da griff sie wortlos in die Bluse, zog den Brief
Lindholms hervor und reichte ihn der andern. Sie selbst barg
den Kopf wieder in die aufgelegten Arme, als dürfe auch die
Freundin den leidenschaftlichen Schmerz nicht sehen, der ihre
Mienen im Krampf zuden ließ.



Geldgottesdienst in Stenap.

In Johanne erweckte das Schreiben zwiespältige Empfindungen. Die innige und heiße Zuneigung, die die Worte atmeten und die einer anderen galten, rissen die noch kaum vernarbte Wunde ihres Herzens wieder auf, und die Stelle, an der er schrieb, daß er sich vor der erwachenden Liebe zu der anderen ihm Ungefährlichen geflüchtet, las sie mit bitterem, selbstverpöndlichem Lächeln ein paarmal, aber daneben fühlte sie das tiefste und heiligste Mitleid mit dem schwergeprüften Paar, das sich nur gefunden, um sich unter Schmerzen wieder trennen zu müssen.

Sie konnte es sich aber doch gar nicht denken, daß Lindholm wirklich so hoffnungslos daran sein sollte. Gewiß, wenn sie ihn sich so vorstellte, sehr robust hatte er nie erschienen, etwas Kränkliches, Hartes haßte ihm stets an. Aber dennoch sah er vielleicht jetzt zu schwarz. Schwach und rührselig durch sein körperliches Befinden, war er wohl mutloser und verzweifelter als nötig war. Und allwissend waren schließlich die Ärzte auch nicht...

Sie sprach sich in diesem Sinne auch zu Elly aus.

„Damit habe ich mir auch schon Mut machen wollen,“ gab diese in dumpfer Hoffnungslosigkeit zurück. „Aber der hält nicht lange an. Die Verzweiflung gewinnt immer gleich wieder die Oberhand. Ich bin schon ganz zermürbt vor allem Hin und Her meiner Gefühle. Ich wollte, mir wäre für die ersten Tage ganz die Fähigkeit des Denkens und Empfindens genommen. Ich meine ganz, ich müsse wahnsinnig werden!“

„Was sagen denn die Deinen dazu?“

„Sie wissen noch nichts. Ich konnte heute mittag noch nicht darüber reden. Ich habe ihnen überhaupt von meinen Beziehungen zu Lindholm noch nichts gesagt, es gab ja bei uns diese letzten Tage schon Neues genug... Ach, du weißt — noch nichts davon... Ja, das Geheiß von der Duplizität der Ereignisse hat sich bei uns wieder glänzend bewahrheitet.“

Sie erzählte, so knapp es ging, die Erlebnisse Gretes.

„Es erwuchs uns beiden nur Leid aus unserer Liebe,“ schloß sie mit einem wehen Lächeln.

Aber Greta wird doch wohl hoffentlich bald überwinden. Wird einem solchen Menschen nicht lange nachtrauern. Sie kam froh sein, daß sich jetzt schon das Band löste, das sie mit ihm verknüpfte, und sie dadurch vor Schlimmerem bewahrt blieb. Was wäre das für eine Ehe geworden neben einem solchen Manne! Wir wollen immer um uns schauen, wenn uns etwas Schweres trifft. Da findet man manches, an dem gemessen unser eigenes Leid eine Bagatelle ist... Aber nun nun, laß uns heimgehen. Ich begleite dich noch ein Stück, da können wir ja weiterprechen.“

Arm in Arm, als hätte sie nie eine Unstimmigkeit getrennt, schritten sie dann durch die Straßen, von Lindholm redend, der ihnen beiden so teuer war.

„Ja,“ stieß da Johanne plötzlich auf einen schmerzlichen Ausruf Ellys hervor, „muß denn unbedingt eine Trennung zwischen euch sein? Könntet ihr nicht doch beieinander bleiben, wenn's auch schließlich nur für eine kurze Wegstrecke wäre? Wenn ihr euch so liebt, wie ich dies annehme, müßte es doch tröstlicher für euch sein, zusammen das Schicksal zu erwarten, Hand in Hand ihm entgegenzugehen, einander stützend und führend und tröstend, euch soviel Liebes und Gutes erweisend wie möglich, als jeder allein bleibend, sich härmend in Herzens einsamkeit und der Ungewißheit um das Befinden des anderen... Ich wenigstens würde das erstere vorziehen. Und wenn ich auch wüßte, daß

uns nur ein einziges Jahr der Gemeinsamkeit beschieden wäre. Wenn ich auch vorher wüßte, daß ich nie ganz ungetrübt und sorgenlos glücklich sein könnte, weil ich immer vor dem Damoklesschwert zittern müßte, das über uns hing.“

Elly war stehengeblieben. Ihre Augen hingen aufleuchtend an den Lippen der anderen, als verkündeten die ihr eine frohe Botschaft. Sie atmete schwer, nicht erregt zu den Worten.

„Du denkst also auch so? Das alles habe ich mir auch schon gesagt. Aber, — ich kann es doch Grit nicht anbieten. Warum schrieb er nicht: „Sieh, mit mir steht es so; aber willst du nicht trotzdem mein Weib werden, meine treue Pflegerin, die mir mein Los erleichtert, die mich vergessen läßt, was meiner wartet...“ Ohne Zaudern hätte ich freudig „Ja“ gejubelt. Aber so...“

Ihr Gesicht hatte wieder den alten, mutlosen Ausdruck.

„Wie könnte er! Kennst du ihn nicht besser? Es wäre immerhin ein großes Opfer, was er da forderte. Ein ungewöhnlicher Schritt. Und dazu ist er zu zartfühlend, zu rücksichtsvoll, zu zaghaft. Wenn jeder Gedanke in ihm daran dächte, so würde er es doch als eine Zumutung betrachten, dir davon zu schreiben. Nein, von dir muß der Vorschlag ausgehen... Es muß die Antwort auf seinen Brief sein...“

Aus Ellys Augen stürzten Tränen, die ersten, die sie weinen konnte, seitdem sie Lindholms Brief gelesen. Sie ergriff Johannes Rechte, brüdete sie mit beiden Händen, schluchzend und dabei doch zu lächeln versuchend.

„Ich bringe mich ihm selbst als Antwort. Ja, ja, gleich morgen eile ich zu ihm. Willig will ich sehenden Auges alles auf mich nehmen, was mir neben unserer Liebe an Leid aus der Vereinigung mit ihm erwächst. Wenn ich ihm damit

„Uns Frauen ist ja nie die Hauptsache, ob wir glücklich sind, sondern daß wir glücklich machen,“ entgegnete Johanne mit melancholischem Lächeln. „Schiebe deinen Entschluß aber nicht zu lange hinaus; auch schon Lindholms wegen. Gehe gleich morgen vormittag zu ihm. Ich werde dich beim Chef schon entschuldigen. Und nun lebewohl! Meine besten Wünsche begleiten dich!“

Trotz aller Selbstbeherrschung kam zuletzt doch ein leises Schwanken in ihre Stimme, und ihre Augen feuchteten sich. Elly begriff im Moment, was in der Freundin vorging, welches Hergensopfer sie brachte.

„Ich danke dir, du Teure, Selbstlose,“ sagte sie, tief ergriffen und gerührt. Johanne schnitt ihr mit einer beinahe unwilligen Geste das Wort ab.

„Mache ihn glücklich,“ stieß sie erlückt hervor und wandte sich hastig um, weil sie fühlte, daß ihr die Tränen aufstiegen.

So mitteilsam Elly sonst auch war, von dem, was heute alles auf sie eingestürzt war und sie beschäftigte, mochte sie kein Wortchen verlauten lassen.

Es war ihr aber lange nicht mehr so trostlos zumute. Die Aussprache mit Johanne, die Gewißheit, daß jene die gleiche Empfindung hatte, der sie, verzagt, keine Heimstatt in ihrer Seele zu geben getraut, ließ sie hoffnungsvoller in die Zukunft schauen.

Sie konnte es kaum abwarten, bis die Nacht vorüber war. Wie auf bleiernem Sohlen schienen ihr

die Stunden vorbeizuschleichen. Immer wieder fuhr sie unruhig aus Halbschlaf und Träumen auf, schaute nach der Uhr und dachte sich unter schwerem Herzklopfen aus, wie sie Lindholm



Der deutsche Zivilgouverneur in Antwerpen.

Der Senator Strandes aus Hamburg ist nach Belgien delegiert, um die Stellung eines Zivilgouverneurs von Antwerpen zu übernehmen.



Der deutsche Reichskanzler in Antwerpen: Der Kanzler verläßt das Hotel des deutschen Marinestabes.

entgegentreten, was sie ihm sagen wollte. Sie war sich wohl bewußt, daß sie keine leichte Aufgabe übernahm, wenn sie in die Ehe mit einem flehen und sehr schonungsbedürftigen Manne trat, im Bewußtsein, daß täglich der Tod wie ein Räuber ihr Heim umlaure. Manch liebendem Paar, das hoffnungsfroh an den Altar trat, war ja auch nur ein kurzes Beisammensein beschieden; aber die wußten es nicht vorher, wohlthätig verhüllten die dichten Schleier der Zukunft ihr Los. Sie dagegen wußten sich von vornherein mit dem Gedanken vertraut machen, daß ihnen wohl nur eine kurze Gnadenfrist beschieden zum Glückseligsein.

Aber wenn auch . . .

Besser ein kurzes Glück als gar keins, dachte sie trozig. Und das Dichterwort fiel ihr ein: Ein Augenblick gelebt im Paradiese ist nicht zu teuer mit dem Tod bezahlt!

Das hallte noch in ihr nach, als sie am andern Vormittag gegen zehn Uhr den bedeutungsschweren Gang antrat. Sie war blaß, und ihr Herz bebte in Zagen und Unruhe. Im Vorbeigehen trat sie noch rasch mal in die Sankt-Gereons-Kirche ein zu einem stillen Gebet.

Es war gerade ein feierliches Amt für einen Verstorbenen abgehalten. Melancholisch schwebte es durch die weiten Hallen des prächtigen Gotteshauses: Requiem aeternam dona eis, Domine . . .

Es durchschauerte die Betende eigen. Ihr Herz krampfte sich zusammen. Sekundenlang wollte eine dumpfe Nütlosigkeit sie überfallen. Wie in einer Vision sah sie die Stunde vor Augen, da man am Sarge des geliebten Mannes die gleiche Weise singen würde, fühlte ahnungsvoll ihr künftiges Leid.

Aber gewaltsam entriß sie sich den schmerzlichen Bildern. Nicht daran wollte sie denken, sondern daran, daß Gott sie zum Werkzeu auferstehen, den Lebenstagen eines Kranken noch Sonne und Glück zu bringen. Daran, wie innig und kindlich vertrauensvoll sie alltätlich dem Vater der Welt noch einen weiteren Tag abbeteln wollte; Gott war ja die Liebe. Er hatte auch ihr diese Liebe ins Herz gelegt, hatte ihren Weg und ihren Sinn gelenkt, daß es so kam, wie es gekommen war. Er würde ihr auch weiterhelfen. Auch wenn der Tag kam, an dem das Band jäh riß, das sie jetzt zu knüpfen ging . . .

Es wurde allmählich ganz still und friedlich in ihr. Ganz anders erklangen ihr nun die feierlichen Orgelklänge und Responsorien. Der Tod hatte seinen Stachel verloren, über das Grab hinüber ging ihr Blick in das ewige Land, von dem Gottes Verheißungen reden.

Gleich darauf stand sie an dem Hause, wo Lindholm wohnte, klingelte an der Etagentür, fragte mit kaum hörbarer Stimme bei der öffnenden Frau, seiner Tante, nach ihm. Und als jene sie in ein Zimmer führte und den Neffen rufen ging, sagte sie sich mit lautlos sich bewegenden Lippen wie eine eingelernte Lektion noch einmal auf, was sie zu dem Geliebten reden wollte.

Und wußte dann doch nichts mehr davon im wirbelnden Uebermaß ihrer Empfindungen, als er selbst eintrat, hastig, das Gesicht in Glut und Glanz der Erregung, als wisse er schon, wer der angemeldete Besuch sei. Stumm standen sie ein paar Herzschläge lang Auge in Auge, dann jauchzte Lindholm auf: „Ich hab's gewußt, daß du kommen würdest. Mein Herz sagte es mir. Die ganze Nacht träumte ich diesem beseligenden Augenblick entgegen.“ Er zog sie an sich. „Und nun ist er doch noch schöner, als ich ihn mir ausgemalt. Dank, tausend Dank, mein tapferes Lieb! Aber sag's mir noch einmal mit Worten, daß du mein sein, mein Los mit mir teilen willst. Daß dich nicht schreckt . . .“

Sie verschloß ihm leicht die Lippen. „Nichts könnte mich schrecken“, sagte sie in heiliger Ergriffenheit, „als die Aussicht, dich allein zu wissen, einsam und in Trübsal! Nein, Geliebter, ich gehöre zu dir. Wir trügen beide doppelt schwer, wenn wir uns trennen. Was uns die Zukunft auch bringen mag, ich bin

glücklich, daß ich es an deiner Seite erlebe. Und glaubst du nicht auch, daß ich, meine Pflege und treue Liebe, günstig dein Befinden beeinflussen kann? Ich werde schon dafür sorgen und darüber wachen“, sie zupfte ihn mit zärtlichem Lächeln am Ohrfläppchen, „daß mein lieber Patient bis auf den Buchstaben genau nach den Vorschriften der Aerzte lebt. Was er vielleicht nicht so täte, wenn man allein ihn ließe!“

„Ganz gewiß nicht! Aber jetzt weiß ich doch, wofür ich lebe!“

Er küßte sie noch einmal dankbar und beglückt und führte sie zum Sofa, wo sie zärtlich umschlungen das Nächstliegende berieten.

Ein ganzer Plan war bald fertig.

Elly sollte sofort Mutter und Schwester von ihrer Verlobung in Kenntnis setzen und alle Schritte zu möglichst baldiger Trauung tun, indes Lindholm die mehrwöchige Kur in einem Sanatorium in Rauheim antrat, zu der sein hiesiger Arzt schon ihn angemeldet hatte.

In Rauheim wollten sie sich nach der Heirat auch ansässig machen zu einem stillen, nur ihrem Behagen und Erit's Gesundheit gewidmeten Leben.

* * *

Zu Hause löste die überraschende Kunde von dem unerwarteten Ereignis, wie Elly auch vorausgesehen, eine lebhafte Debatte aus.

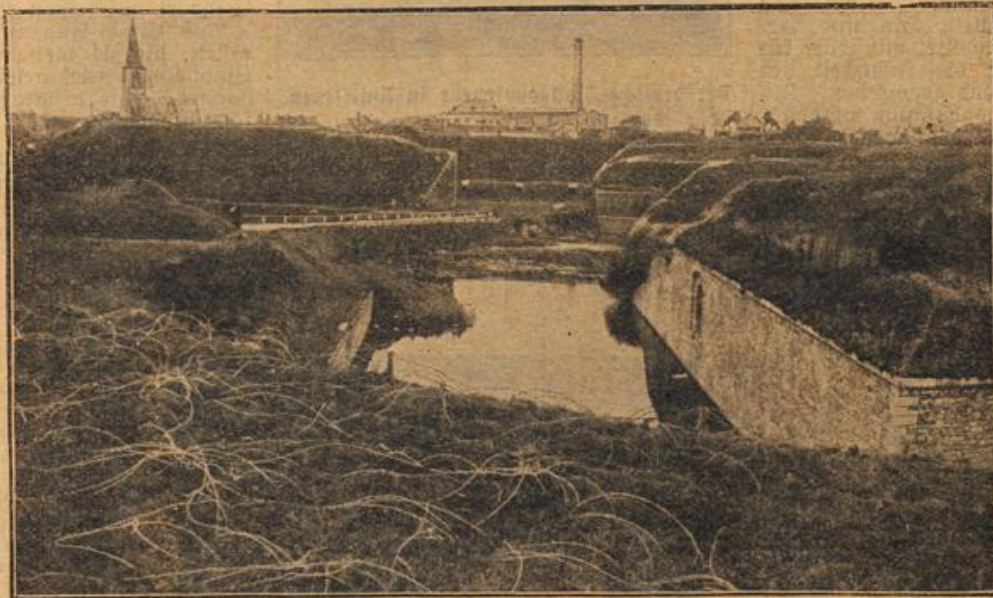
Mutter und Schwestern waren zuerst sprachlos erstaunt, als sie nach Tisch, absichtlich so gelassen wie möglich tuend, den Brillantring zeigte, ein Erbeil von Lindholms Mutter, den er ihr an den Finger gesteckt, und dabei ihre Verlobung mit allen außergewöhnlichen Begleitumständen mitteilte.

Ninny sah nur das freudige Ereignis, die Hochzeit, vor Augen.

„Es regt sich was im Odenwald!“ rief sie, vergnügt in die Hände klatschend. „Der große Ausverkauf bei Meinhard's fängt an! Immer ran, die Herren!“

„Elly, Elly, mir will die Sache gar nicht behagen“, warf sorgenvoll die Mutter ein. „Hast du auch wohl bedacht, welch einen Schritt du da tust? Glaubst du, daß du glücklich werden wirst? Wird es nicht zu aufreibend sein für dich, so immer im Schatten des Todes zu wandeln?“

(Schluß folgt.)



Ein Fort von Antwerpen.

Unsere Toten.

Viel Blut und Leben fordert die Zeit,
Wir alle müssen's ertragen;
Jedwede Stunde bringt Herzeleid,
Bringt Tränen und heimliches Klagen.

Wenn Sonne sinkt, kommt leise die Nacht
Und wandelt auf düsteren Wegen,
Wo mancher Held in blutiger Schlacht
Dem Tode eilte entgegen.

Wie manches Herz voll Treue und Lieb',
Es ward zerrissen, zerhossen,
Wohl mancher Held auf der Waidstatt blieb —
Für uns ist ihr Blut geflossen.

O ehrt die großen Toten der Zeit,
Die treu für's Vaterland fochten!
Ihr Name werde in schöner Zeit
Mit Lorbeerblättern umflochten.

Benedikt Rippes.

Der Nothelfer.

Erzählung von Werner Granville Schmidt.
(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Die lieben, freundlichen Worte versetzten ihren Eindruck nicht auf den leichtempfindlichen Knaben. Erst stotternd, dann aber freier, erzählte er dem freundlichen, fremden Herrn all seine Kümmernisse. Er erzählte von seiner geliebten Mutter, wie sie so

Sie zog ihn dicht zu sich heran und legte den Arm wie schützend um seine Schultern; er aber, schon wieder getröstet, huschte sich wie ein verzogenes Kätzchen an ihre Schulter.

Einige Tage waren seit jenem Vorfall verfloßen. Frau Helene wenigstens hatte ihn im Drang der Arbeit völlig vergessen, und auch Herbert erwähnte kein Wort mehr von seinem Briefe. Eines Morgens, Herbert lag noch in seinem Bettchen, klingelte es. Frau von Waldstätten, die schon wieder vor ihrer Nähmaschine saß, erhob sich verwundert und ging zur Tür. Besuch hatte sie nicht zu erwarten und Händler verirren sich nur äußerst selten bis in diese Höhe.

Aber ihr Erstaunen wuchs noch, als sie beim Öffnen einen elegant gekleideten Herrn vor der Schwelle stehen sah. Mit einigem Befremden musterte sie die scharfgeschnittenen Züge des Fremden, über dessen linke Wange sich ein paar tiefe Menstrnarben zogen.

Der unerwartete Besucher ließ ihr aber nicht lange Zeit zum Überlegen. Er stellte sich als Doktor Egon Haller vor und bat um die Ehre einer kurzen Unterredung.

Egon Haller hatte sich als welterfahrener Mann schon vorher über die Frau von Waldstätten erkundigt. Er hatte erfahren, daß sie tatsächlich die Gattin jenes bedauernswerten Offiziers gewesen war, und daß sie jetzt in sehr ärmlichen Verhältnissen lebte. Auch daß sie sich nicht scheute, für ihr Kind und sich zu arbeiten, wußte er; und gerade diese Tatsache hatte ihn für die junge Witwe eingenommen. Sein Entschluß war gefaßt, etwas den Nothelfer zu spielen und dem kleinen, hübschen Knaben, der ihm bei der ersten Begegnung schon ans Herz gewachsen war, eine Freude zu bereiten. —

blaß aussähe, gar nicht mehr so viel lache wie früher und wie sie den ganzen Tag an der Nähmaschine sitze und arbeite. Auch von der kalten Stube erzählte er und von seinen bereits recht unansehnlich gewordenen Bleisoldaten.

Heller hörte aufmerksam das Geplauder des Kindes an. Er fragte dies und jenes, ließ sich die genaue Adresse geben und versprach zum Schluß noch einmal, den Brief bestimmt an die richtige Adresse zu besorgen.

Als sie sich zum Abschied die Hand reichten, waren sie schon gute Freunde geworden, und Herbert rannte so schnell er konnte ganz glücklich nach Hause. Mit vor Eifer gerötetem Gesicht und laut klopfendem Herzen langte er endlich wieder in dem kleinen Stübchen an.

Als er seiner Mutter mit leuchtenden Augen von seinem Erlebnis berichtete, übergoss ein dunkles Rot Frau Helenens feingeschnittene Züge.

Fast böse tadelte sie: „Aber, Herbert, wie kommst du einem fremden Manne das alles erzählen? — Nein, ich bin recht ärgerlich über deine Schwachhaftigkeit!“

Herbert hatte gehofft, seine Mutter mit dem Bericht seines Erlebnisses beglücken zu können. Daß sie ihm statt dessen zürnte, trieb ihm die Tränen in die Augen und ließ alle seine kühnen Hoffnungen elendig zu Wasser werden.

Seine klägliche Miene rührte die Mutter nun doch. Sie strich ihm sanft mit der Rechten über den goldigen Scheitel und tröstete: „Nun laß nur gut sein. Ich weiß ja, du wolltest mir eine Freude bereiten. — Wenn die Schürzen fertig sind, schenke ich dir auch eine kleine Schachtel Bleisoldaten.“

len und dem kleinen, hübschen Knaben, der ihm bei der ersten Begegnung schon ans Herz gewachsen war, eine Freude zu bereiten. —



Die Beförderung eines 42-cm-Mörfers.



Erdgrube, in der ein 42-cm-Mörser stand, mit anschließendem Gleis zur Weiterbeförderung des Geschüßes.

Helene von Waldstätten führte den Besucher in ihr Wohnzimmer, das zugleich als Arbeitsraum diente.

Mit schnellem Blick musterte Haller die schlichte Einrichtung und fühlte sich angenehm überrascht durch die hier herrschende Ordnung und Sauberkeit.

Als er jetzt der jungen Witwe gegenüber saß, die auch in ihrer schlichten Tracht nicht die Dame von Welt verleugnete, ward es

ihm doch schwer, das rechte Wort, die passende Einleitung zu finden.

Instinktiv fühlte er, daß diese Frau nie ein Almosen annehmen würde. Das Unglück, die Armut hatten sie wohl gebeugt; aber sie konnten ihren Stolz nicht brechen.

Etwas umständlich begann er deshalb von seinem Zusammenreffen mit Herbert zu sprechen. Er gestand ihr, welch tiefen Eindruck die Schönheit des Knaben auf ihn gemacht habe; wie ihn sein kindlicher Glaube gerührt hätte, und wie in ihm der Entschluß gereift sei, dem starken Glauben des Kindes zu belohnen. Zum Schluß bat er die Mutter in eindringlichen, herzlichen Worten, ihm zu gestatten, seinem „kleinen Freunde“ eine Schachtel mit Bleisoldaten zu verehren.

Prüfend ruhten die Augen der Witwe auf dem Gesichte des Mannes, der so demütig bat, gerade als ob sie die Gewährende, und nicht er der Gebende war. Aber, sie mußte sich im Innern zugestehen, daß ihr der Fremde gefiel. Seine klaren, grauen Augen verrieten einen offenen Charakter und sein ganzes Wesen strömte einen gewinnenden Ernst aus.

Halb wider Willen entgegnete sie deshalb nach einigem Zögern: „Ich nehme Ihr freundliches Geschenk für meinen Sohn an, weil ich Sie für einen gereiften, ehrenhaften Menschen halte. Möge meinem Herbert deshalb die Freude werden, daß er seinen Bittbrief erfüllt sieht. Wenn das Wetter heute nachmittag gut ist, soll er Ihnen persönlich seinen Dank abstaten!“

Sie wechselten noch ein paar belanglose, höfliche Redensarten; dann empfahl sich Doktor Haller. Als er zum Abschied die Hand der jungen Witwe an die Lippen führte, kam es ihm gar nicht in den Sinn, daß diese Frau, nach der herrschenden gesellschaftlichen Anschauung, nicht mehr zu seinen Kreisen zählte.

Auf dem ganzen Wege sah er noch immer das zarte, feingeschnittene Frauenantlitz mit dem leisen Schmerzenszug um den Mund vor sich, und ein unnenbares Gefühl beschlich ihn, wenn er daran dachte, wie sehr ein Mann zu beneiden sei, der diese Frau wieder glücklich machen dürfte. —

Herbert war ganz aus dem Häuschen, als ihm die Mutter das Geschenk des Doktors überreichte. Immer wieder jubelte er über die Soldaten, die viel prächtiger und größer als seine bisherigen waren. Dazwischen plauderte er wieder von dem „guten Onkel“, der seinen Brief so getreulich an die richtige Adresse besorgt hatte.

Mit einer Art wehmütiger Freude hörte Helene von Waldstätten dem Gepolter ihres Kindes zu. Sie dankte es dem Fremden aus tiefstem Herzen, daß er ihrem geliebten Einzigen dieses Glück bereitet hatte. Zum ersten Male seit ihrer Wittwenschaft fühlte sie wieder ein warmes Interesse für einen Mann in sich aufsteigen.

Nachmittags zog sie dem Knaben sein Sonntagszeug an und ging mit ihm zur Stadt. Vor der Wohnung des Doktors schickte sie ihn hinauf und wartete unten.

Ein paar Minuten verstrichen; dann erschien eine alte Haushälterin des Doktors und nötigte sie ebenfalls hinauf. Wichtig fügte sie hinzu, der Herr Doktor habe ihr aufgetragen, auf keinen Fall ohne die „gnädige Frau“ zurückzukommen.

Es tat Frau von Waldstätten unendlich wohl, daß man sie hier noch ganz als Dame behandelte; hatte sie doch in der verfloßenen Zeit manche Demütigungen ertragen müssen.

Egon Haller empfing sie mit liebenswürdigster Zuvorkommenheit. Er führte sie in sein Arbeitszimmer. Dort saß Herbert bereits am Tische und vergnügte sich bei einer Tasse Schokolade und einem großen Kuchenberg.

Der helle Gluckschein erleuchtete sein Gesicht und fleißig sprach er den ungewohnten Genüssen zu.

Der Mutter traten unwillkürlich die Tränen in die Augen, als sie ihr Kind so restlos glücklich sah.

Egon Haller zog sich eine kurze Weile diskret zurück und brachte dann ein Gläschen Wein für seine Besucherin. Helene von Waldstätten wollte ablehnen; aber Haller duldet es nicht. Strenge sagte er: „Gnädige Frau, ich spreche jetzt als Arzt zu Ihnen. Sie haben noch einen langen Weg vor sich, und da bedürfen Sie bei dem rauhen Wetter unbedingt vorher einer kleinen Stärkung.“

Sie blieben noch eine ganze Weile beisammen in dem großen, traulichen Zimmer mit den alten Familienbildern, den ausgewählten Gemälden und den behaglichen Möbeln. Hier, wo alles Friede und Wohlhabenheit ausstrahlte, kam der jungen Witwe das Gefühl

des Verlassenseins, der drückenden Armut, besonders stark zum Bewußtsein.

Doktor Haller erwies sich als ein ausgezeichnete Plauderer. Zwanglos erzählte er von seiner Praxis, von den Leiden und Freuden seines Berufes und von seiner alten Mutter.

Wie muß die Mutter zu beneiden sein, die diesen kernfesten, pflichteifrigen Mann zum Sohne haben darf, ging es Helene von Waldstätten durch den Sinn. Noch ein anderer Gedanke tauchte in ihr auf: wie mußte auch jenes Mädchen zu beneiden sein, das er einst als seine Lebensgefährtin heimführen würde! —

Endlich nahte aber doch der Augenblick der Trennung. Egon Haller begleitete seine Gäste bis zum Flur. Bei der Tür ergriff er Helenens Hand und hielt sie etwas länger als üblich in der seinen. Seine Stimme hatte einen bittenden Klang, als er forschte: „Und, noch eine herzliche Bitte, gnädige Frau! — Darf ich einmal wiederkommen und mich nach dem Ergehen meines kleinen Freundes erkundigen?“

Da neigte die junge Witwe errötend, bejahend den Kopf und schlug ihre Augen voll zu dem Manne auf.

Er las eine ganze Welt von Dankbarkeit in diesen klarblauen Sternen und wie ein heißer Blutstrom schoß es ihm zum Herzen.

„Also auf Wiedersehen!“ flüsterte er und seine Stimme bebte vor unterdrücktem Jubel. — Lange stand Egon Haller nachher noch am Fenster seines Arbeitszimmers und blickte den Davonschreitenden nach.

Seine Gedanken aber spannen sich um Träume von künftigen Glück!



Zelt einer deutschen Feldwache.

Helene von Waldstätten seufzte erleichtert auf, als eines Nachts die letzte Schürze vollendet war. Nun nahm sie doch wieder etwas Geld ein und konnte Feuerung kaufen. Feinlich war es ihr, daß sie die Arbeiten persönlich ihrem Auftraggeber überbringen mußte. Der Chef der Firma hatte sie schon ein paarmal mit Einladungen zum Theater und Konzert belästigt, obwohl sie seine Annäherungsversuche sehr kühl zurückgewiesen hatte. In der Frühe des nächsten Morgens kleidete sie sich zettig an, damit sie noch vor Mittag wieder im Hause war. Herbert begleitete sie, wie gewöhnlich, auf diesem Wege. Zu ihrer großen Freude war nur ein junger Mann im Geschäft anwesend. Er zahlte ihr den ausbedungenen Arbeitslohn

und bestellte sie zu einem der nächsten Tage zwecks Entgegennahme weiterer Arbeiten wieder hin.

Raum hatte Frau von Waldstätten jedoch den Laden verlassen, tauchte in einem Nebenausgang der Firmeninhaber auf. Er war in Besuchstoilette und schien nur auf sie gewartet zu haben.

Helene faßte ihren Knaben fester bei der Hand und hastete die menschenleere Straße hinunter. Eine Angst, von der sie sich selbst keine Rechenschaft ablegen konnte, hatte sie vor diesem aufbringlichen Menschen gepackt. Deutlich hörte sie, wie auch er seine Schritte beschleunigte, um sie zu erreichen.

Wie hilflos irrteten ihre Augen umher; aber nur in der Ferne vernahm man das Rollen eines herannahenden Wagens.

Plötzlich vernahm sie auch schon neben sich eine feste, unangenehme Stimme: „Gnädige Frau, ich bin entzückt, daß mir der Zufall Sie in den Weg führt. Sie gestatten doch, daß ich mich Ihnen anschließe?“

„Nein, ich danke sehr!“ entgegnete Helene von Waldstätten spröde, ohne den Kopf nach ihm zu wenden.

Aber der hartnäckige Verfolger ließ sich nicht so leicht abschrecken. An ihrer Seite bleibend fuhr er fort: „Warum so schüchtern, meine Gnädige? Stehen wir nicht lange genug in geschäftlicher Verbindung, um uns endlich auch einmal menschlich näher zu treten? — Wie wär's, wenn wir zu Dreien ein nettes Lokal aufsuchten, wo man ungestört ein wenig plaudern kann?“

Die junge Witwe war stehen geblieben. Mit eisiger Stimme entgegnete sie: „Mein Herr, ich habe Ihnen schon öfter gesagt, daß ich auf Ihre Begleitung verzichte. Ich bitte Sie noch einmal ernstlich, mich in Ruhe zu lassen!“

„Oh!“ Der so schroff Abgewiesene verfärbte sich vor Ärger. Zischend stieß er hervor: „Wir sind noch hochmütig? — Sie sollten sich freuen, daß ich Ihnen mein Interesse zugewandt habe; denn Ihre finanziellen Verhältnisse sind doch nicht derart, daß Sie

die Unnahbare spielen können. — Also, schließen wir Freundschaft?"

Die Worte des Fischen trafen Helene von Waldstätten wie ein Schlag ins Gesicht. Die Empörung über die Dreistigkeit dieses Menschen machte sie am ganzen Körper zittern.

Sie bemerkte nicht, daß der Wagen, eine Droschke, bereits dicht in ihrer Nähe war und daß der Insasse des Gefährtes ihrer Auseinandersetzung mit höchster Spannung zu folgen schien.

Mit vor Erregung vibrierender Stimme fuhr sie den Fischen an: „Sofort entfernen Sie sich, sonst rufe ich einen Schutzmann zu Hilfe!"

Der Verfolger lachte höhnisch auf; aber plötzlich trat er bestürzt einige Schritte zurück. Die Droschke hielt nämlich plötzlich und heraus sprang ein Herr, in dem er sofort einen ihm von Ansehen bekannten Doktor Haller erkannte.

Doktor Egon Haller, er war es wirklich, trat neben Frau von Waldstätten und hob abwehrend die Hand:

„Suchen Sie gefälligst sofort das Weite! Wenn Sie diese Dame noch einmal belästigen, werde ich Sie vor allen Zeugen gebührend zu züchtigen wissen!"

Der Kaufmann knirschte vor Wut mit den Zähnen; aber er hielt es nicht für ratsam, mit dem körperlich kräftigeren Gegner anzubinden. Nur um seinen Abgang nicht gar zu beschämend zu gestalten, forschte er bissig: „Und welches Recht haben Sie, diese — diese Dame so auffällig in Schutz zu nehmen?"

Da richtete sich der Arzt hoch auf und sagte ruhig: „Das Recht, das einem Verlobten zusteht! Diese Dame ist meine Braut — und wer es wagt, sie zu beleidigen, bekommt es mit mir zu tun!" Dabei legte er seinen Arm schützend um die Gestalt der jungen Witwe.

Der Kaufmann machte mit verkniffenen Lippen eine kurze Verbeugung und entfernte sich eiligst. Er schien zu begreifen, daß er soeben eine höchst traurige Rolle gespielt hatte. — Helene von Waldstätten war einer Ohnmacht nahe. Ihr kam alles wie ein wirrer Traum vor und doch durchrieselte sie ein wonniges Glücksgefühl.

Seine Braut hatte er sie genannt, und sein Arm hielt sie noch sorglich umfassen. — Aber konnte es denn wahr sein, daß dies alles

kein schöner Traum war? — Würde das Glück andauern wenn sie jetzt die Augen öffnete; oder narreten ihre aufgepeitschten Nerven sie? Vorsichtig wagte sie es, die Augen ein wenig zu öffnen; da trafen sich ihre Blicke und blieben wie in stummer Frage und Antwort ineinander hängen.

„Helene", hörte sie seine volle Stimme, die jetzt weich und bebend an ihr Ohr schlug, „darf ich die Stellung behaupten, die ich mir neben dem Fischen gegenüber anmaße? — Willst du mein geliebtes Weib werden und mir dein und deines Kindes Leben für immer anvertrauen?"

„Ja, ich will, Egon!" hauchte sie glückselig errötend, und ihre Lippen fanden sich im ersten, heißen Kuß.

Langlebige Vögel.

Man hat noch immer nicht soviel Auskunft, wie es wünschenswert wäre, über die Lebensdauer der verschiedenen Gattungen Vögel unter natürlichen, normalen Verhältnissen erlangt, und die Frage, welche Gattungen am längsten leben, harret daher noch einer verlässlichen Entscheidung.

Doch sind Anhaltspunkte dafür gefunden worden, daß weit mehr Gattungen Vögel, als man früher annahm, von Natur aus langlebig sind, und man sich bei der Aufzählung keineswegs, wie viele tun, auf den Papagei zu beschränken braucht.

Manche ganz gewöhnliche Gattungen dürfen jedenfalls bezüglich der Langlebigkeit weit oben an gestellt werden. So vor

allem der Rabe, von welchem neuerdings Kenner sagen, daß er, wenn er seine natürlichen Möglichkeiten ausleben kann, leicht 200 Jahre alt werden könne. Das geht selbst über das Alter des Papageis hinaus, der nach mäßiger Schätzung 100 Jahre und darüber alt wird. Die Angaben über 150jährige Papageien sind dagegen unsicher. Interessant ist übrigens auch, daß manche Papageien im nachweislichen Alter von mehr als 30 Jahren in der Gefangenschaft sich noch gepaart haben.

Gewöhnliche Krähen können ganz gut 100 Jahre alt werden; und das gleiche gilt von den Schwänen. Manche Gattungen Eulen bringen es auch in der Gefangenschaft auf 90 Jahre und darüber. In einem Falle soll festgestellt worden sein, daß eine Eule in der Gefangenschaft erst nach 50 Jahren Eier zu legen begann und in den nächsten 40 Jahren noch zahlreiche Junge aufzog. Sie gehörte zur Gattung der Adler-Eulen. Die Adler können gleichfalls sehr alt werden, wenn sie den Kampf ums Dasein gut bestehen.

Reiher bringen es immerhin auf 60 Jahre und darüber — wenn sie nicht vorher ihre Federn auf Damenhüte abgeben müssen, Sperlinge können mitunter ein Alter von 40 Jahren erreichen.

Viel kurzlebiger sind freilich gewöhnlich Hausvögel. Doch können die empfindlichen Kanarienvögel immerhin 24 Jahre alt werden, Pfaue 30 und selbst Hennen 10 Jahre.

D. v. B.

Spruch.

Je weniger jemand ist, je mehr Stolz wird er haben, und je geneigter wird er sein, an anderen Fehler, gute Eigenschaften aber nicht zu bemerken.

Unsere Bilder.

Der Deutsche Kronprinz in Feindesland. Kronprinz Wilhelm ist einer der Heerführer im Westen. Er hat bereits mit seiner Armee erfolgreiche Kämpfe gehabt. Auf unserem Bilde sehen wir ihn auf eine Nachricht wartend, kurz vor seinem Ausritt in die Gefechtslinie.

Feldgottesdienst in Stenah. In der Nähe von Stenah, in dessen Mauern hier unsere Truppen friedlich beim Feldgottesdienst versammelt sind, hat in der vorletzten und letzten Augustwoche jene gewaltige Schlacht getobt, die mit einem völligen Siege der Kronprinzlichen Armee endete und die zur Folge hatte, daß bald darauf die feindlichen Festungen Longwy und Montmedy nach kurzer Belagerung in deutschen Besitz gelangten. Stenah liegt im französischen Maas-Departement.

Ein Fort von Antwerpen. Die Festung Antwerpen galt durch die modernen Fortanlagen als eine der stärksten der Welt. Es ist daher als besondere Leistung anzuerkennen, daß es den deutschen Truppen gelungen ist, diese moderne Festung zur Übergabe zu zwingen. Unser Bild zeigt ein Fort mit Laufgräben, im Vordergrund Fußangeln mit Stacheldraht, die die stürmenden Truppen zum Stürzen bringen sollen.

Die Beförderung eines 42-cm-Mörfers. Unser Bild zeigt das erste Mal unser deutsches Riesengeschütz, natürlich noch verhüllt und zerlegt auf einzelnen Eisenbahnwagen. Es zeigt diese Teile unseres Riesengeschützes auf dem Wege nach einem neuen Standort in Feindesland, um unseren Truppen erfolgreich zu helfen und die so verlustreichen Stürme auf Festungen, wie sie in früheren Jahren üblich waren, zu vermeiden.

Das Eintreffen der Feldpost auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Um die gewaltigen Mengen an Postachen zu zeigen, die die Feldpost zu befördern hat, bringen wir hier ein Bild von den angekommenen Postsäcken für einen kleineren Truppenteil auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Es gilt nun, die vielen Säcke zu verteilen und dann sie an die einzelnen Zugkolonnen auszuliefern, von wo aus die Briefe und Pakete bis in die vordersten Vorposten geschafft werden.



Das Eintreffen der Feldpost auf dem westlichen Kriegsschauplatz.



Sprüche.

D wankte nicht, wenn sie für all dein Leiden
Nur daß dir geben, und nur bittren Lohn.
Sei edler dann als sie, die dich betrüben,
Und deines Segens Fülle sei den Lohn.

Durch die bloße Betrachtung wird nie
etwas gewonnen. Wer etwas Großes
leisten will, muß tief eindringen, scharf
unterscheiden, vielseitig verbinden und stand-
haft beharren.

Wohnungen der belgischen Flüchtlinge in Holland. Unser Bild zeigt, wie sich die belgischen Flüchtlinge in Holland ihre Wohnungen auf allerlei Art eingerichtet haben. An Straßenecken, auf Wagen, in Nischen und sonstigen passenden Orten sind Zelt-
dächer errichtet, unter denen ganze Familien gemein-
sam haufen. Hol-
land hat damit eine
schwere Bürde auf-
gehaßt bekommen.

Ein deutscher Sprachführer für die französischen Soldaten. Die französische See-
resleitung hatte ihre
Soldaten mit klei-
nen Sprachführern
ausgerüstet, die ih-
nen bei ihrem Vor-
marsch gegen Berlin
die Verständigung
mit der deutschen
Zivilbevölkerung er-
möglichten sollten.
Es befinden sich da-
rin höchst ergötzliche
Zwiesgespräche, aus
denen man gleich-
zeitig ersehen kann,
wie sich die Franzo-
sen das Deutsche
mundgerecht zu ma-
chen suchen. Hier
einige Proben:

„Wenn si for dem
offizier des guene-
ralstabs nachrichten
fom fainde gueben
vollen, so wird man inen fillaicht begueadi-
goungue guebieren.“ — Oder: „Wenn si
troi sind, wird man ir dinst gout behälen.
Man wird inen funstfigue franken gueben.“
In einem deutschen Kantonnement soll der
französische Eroberer zum Bürgermeister
sagen: „Perbiten si jeden gousammenlauf
in den wirtschoisern, schenken vund braue-
raien.“ Im Wirtshaus oder auf einem
Bauernhof: „Wir sind houngrigue vund
dourstigue; gueben si ous so bald als
mueguelich etwas tjou essen vund tjou
trinken.“ Oder: „Tsaiguen si mir main
tsimmer. Der tellner soll mit ous hinauf
queen. Die Magued soll nachkommen.
Gueben si mir schwefelheulser“ usw. Die
Franzosen, die jetzt als Kriegsgefangene
in Deutschland sind, können den Sprach-
führer leider nicht gebrauchen, weil er
keine passenden Gespräche für sie ent-
hält.

Ein Merkfreim für Lateiner. Von einem
Leser unseres Blattes wird uns folgendes
der alten Lateiner-Regel nachgebildete Ge-
dicht eingeschickt, das 1871 von einem Ber-
liner Gymnasiasten verfaßt wurde und nun
vielleicht bald wieder zeitgemäße Bedeu-
tung gewinnt:

Die i-Dellination.

Viele Dinge sind auf is
Längst verschwunden in Paris:
Panis, piscis sind am finis
Und vom canis blieb nur crinis,
Selbst die saure cucumis
Längst verschwand; auch mugilis.
Und Paris, was ist dein finis?
Lapis, pulvis,
Ignis, cinis!

**Tolstoi über die russische Kriegsbericht-
erstattung.** Als klassischen Zeugen für die
Kriegsberichterstattung der Russen kann
man Leo Tolstoi anrufen, der in „Krieg und
Frieden“ folgendes schrieb: „In den Zei-
tungen, aus denen der Fürst zuerst etwas
über die Niederlage von Austerlitz erfuhr,
war, wie stets, sehr kurz und unklar geschrie-
ben, daß die Russen nach glänzenden An-
griffen hätten weichen müssen, daß aber der
Rückzug in vollkommener Ordnung bewerk-

g'rad' damals hab' ich einen andern ge-
tragen.“

Aufrichtig. Onkel: „Daß ich mich noch
einmal entschließen würde, deine sämtlichen
Schulden zu bezahlen, hast du dir wohl nicht
träumen lassen, Junge?“ — Nefte: „Nein,
wirklich nicht, Onkel . . . sonst wären s'
ja bedeutend mehr!“

Der verkannte Ausweis. Der Gemeinde-
vorsteher einer Ortschaft verbesserte in dem
Arbeitsbuch eines Mädchens, das bei einem
Landwirt diente, den amtlichen Vermerk:
„Dient als Legitimation“ dahin, daß er
wörtlich darunter setzte: „Dient nicht als
Legitimation, sondern als Stallmagd.“

Moderne Vielseitigkeit. Nachdem Ihr
Vetter, der Leutnant zur See, eine Zeit
lang bei der Unterseebootsflotille war, ist
er jetzt also dem Marine-Fliegerkorps bei-
getreten? — „Ja, der wirkte nun schon
als Leutnant zur See, auf, unter und
über See.“



Wohnungen der belgischen Flüchtlinge in Holland.

stelligt worden wäre. Der alte Fürst ersah
aus dieser „offiziellen Meldung“, daß die
Russen total geschlagen waren . . .

Wadelige Wissenschaft. „In die Schule
gehst du schon? Und kannst du auch schon
rechnen, Peperl?“ — „O ja, aber noch nicht
richtig.“

Der neue Konzertsaal. „Ich höre die
Sektpropfen knallen; wohl Einweihung
heute?“ — „Nein, wir prüfen nur die . . .
Akustik!“

Boshaft. Dichter: „War diesen Sommer
drei Monate in einem Sanatorium — voll-
ständige Nervenzerrüttung — mußte mich
auf ärztlichen Rat jeder geistigen Tätigkeit
enthalten!“ — „Aha, während der Zeit ist
wohl Ihr neuer Roman entstanden?“

Aus dem Gerichtssaale. Richter (zur
Frau des Angeklagten): „Sie sollten Ihrem
Manne doch zureden, daß er endlich ein
Geständnis ablegt!“ — „O, Herr Richter,
bei dem nützt das nichts, da muß man Ge-
duld haben! Bei mir hat es vier Jahre ge-
dauert, bis er mir seine Liebe gestanden
hat!“

Verschnappt. Vorsitzender: „Erkennen
Sie den Angeklagten an seinem Rod?“ —
Beugin: „Ja“. — Dieb: „Seh'n Sie,

**Unter Freundin-
nen.** Ella: „Ich ha-
be die Gewohnheit,
vor dem Schlafen
gehen stets zu über-
denken, was ich im
Laufe des Tages
etwa jemand Unan-
genehmes oder
Kränkendes gesagt
habe.“ — Asta:
„Das ist schön von
dir — aber, wie
kannst du mit so
wenig Schlaf aus-
kommen?“

Verblümt. Bräu-
tigam (beim Ab-
schied): „Laß recht
bald mal etwas von
dir hören!“ — Kö-
chin: „Ach, ich bin so
ungeschickt im
Schreiben . . .“
Bräutigam (gut-
mütig): „Na, viel
braucht's ja nicht
sein! Einfach 'n
Gruß und 'n Kuß . .
auf der Paket-
adresse!“

Rätsel.

1.

So mancher war des Todes Beute,
Da ihn die erste Silbe traf;
Mit ihrem Schatten deckt der Zweite
Oft des erschlafften Wandrers Schlaf.
Der Fuhrmann seinen Beutel zieht,
Wenn er von fern das Ganze sieht.

2.

Die Zweite aus der Ersten läuft,
Es tragen Beide Lasten;
Die Erste immer vorwärts läuft,
Die Zweite muß oft rasten.

Wenn's Ganze aus dem Ersten steigt,
Erregt es ringsum Graus und Schreden,
Der Reu ihm selbst an Stärke weicht,
Kein Schießgewehr kann's niederstrecken.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Nun.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur
L. Kellen, Bredeneß (Ruhr). Gedruckt u. heraus-
gegeben von Fredebeul & Koenen, Essen (Ruhr).